



„Meine Seele erhebt den Herrn,... denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.“ (Lk 1,46)

Liebe Gemeinde,

der Beginn des berühmten Magnifikats. Viele von uns haben sicher Bachs Vertonung dieses neutestamentlichen Liedes im Ohr. Man kann sagen, das heutige Evangelium ist zu einem Schlager der Kirchenmusik geworden. Aber auch in der Liturgiegeschichte spielt der Lobgesang der Maria eine wichtige Rolle. Im Abendgebet der Alten Kirche hat er nämlich seinen Platz gefunden.

Und in der Auslegungsgeschichte unserer Kirche ist das Magnifikat oft benutzt worden. Von den einen als Begründung für eigenes gewaltvolles Handeln. Nach dem Motto: wenn Gott die Gewaltigen von dem Thron stößt, dann ist das in der Nachfolge auch Aufgabe von Christinnen und Christen. So wurde revolutionärer Umsturz manches Mal im Namen des christlichen Glaubens gerechtfertigt.

Aber Christen wurde mit diesem Text auch vorgehalten, dass sie sich stärker für Gerechtigkeit einsetzen müssten. Politische Konsequenzen wurden aus dem Lob der schwangeren Maria gezogen.

Ich will unseren Blick heute Morgen auf den Beginn des Predigttextes lenken. Magnifikat, großmachen, so sollte man das erste Wort der lateinischen Übersetzung, die dem Text ihren Namen gab, widergeben. Großmachen, will ich Gott, den Herrn - so singt Maria. Es ist ein adventlicher Lobgesang. Sie erwartet ihr Kind, macht sich auf zur Cousine Elisabeth – „Über's Gebirg Maria ging zu ihrer Bas Elisabeth...“ – diese preist sie glücklich, das Kind, der spätere Johannes der Täufer hüpfte im Bauch der Elisabeth – und Maria stimmt ihren berühmten Lobgesang an.

Beide Frauen sind guter Hoffnung, wie man früher sagt. Sie warten geduldig auf die Geburt Ihrer Kinder, sie sind voller Erwartungen, eben Advent.

Ganz im Stile einer bescheidenen jungen Frau, weist die Mutter Jesu alle Ehre von sich, gibt quasi die Ehrerbietung, die ihr zu Teil wird, weiter, in dem sie auf Gott, den Herrn verweist. Gott soll groß gemacht werden, das ist ihr Ansinnen. Nicht ich stehe im Mittelpunkt, sondern Gott!

Liebe Gemeinde, das ist schon ein Grund dafür, einen Moment inne zu halten. Völlig unprätentiös, völlig uneitel agiert Maria hier. Was ihr als Person galt, lässt Maria nicht gelten. Ich weiß gar nicht, ob es ihr recht gewesen wäre, dass wir unsere Kirche nach ihr benannt haben. Auch die vielen Mariendarstellungen bis hin zur Figur hier an der Säule dieser Kirche, passen so gar nicht zu dem Bild, das der Evangelist Lukas von dieser bescheidenden Frau zeichnet. Erst viel später ist die Marienverehrung entstanden, die bis heute ihre Blüten treibt.

Marias Lobgesang ist für mich eine bleibende Mahnung, vor allem an uns Männer, achtsam gegenüber Eitelkeit und Selbstlob zu sein. Wir sonnen uns gerne in unseren Erfolgen, wir lassen uns gerne schmeicheln und loben, das

tut ja auch so gut. Aber das Licht, das wir auf uns selbst fallen lassen und in dem wir uns gerne sonnen, wirft immer auch Schatten auf andere. „Und die im Dunkeln sieht man nicht!“

Marias Haltung, die eine typisch weibliche ist, sollte uns Anlass geben, sorgfältig mit dem Lob, das uns zuteil wird, umzugehen. Der Scheinwerfer, der uns beleuchtet sollte auch einmal gedreht werden und andere bescheinen, die Niedrigen, die Hungrigen, die Mägde und all die anderen, die nur allzu oft leer ausgehen.

Deswegen finde ich es gut, dass sich mittlerweile auch in die Jahres-Rückblicke der Fernsehshows eingebürgert hat, Menschen vorzustellen, die „stille Helfer“ sind. Solche, die man leicht übersieht. Nicht nur die großen Stars der Bühnen unserer Zeit werden geehrt, sondern auch die leisen und im Alltag der Zeit Helfenden.

Marias Absicht ist es also, nicht sich selbst, sondern Gott groß werden zu lassen. Das müssen wir uns als Kirche auch immer wieder sagen lassen. Gott groß machen in einer Welt, die immer weniger von Gott wissen will, das ist unser Auftrag. Gott erkennbar werden zu lassen von Menschen, die schon lange keinen Blick mehr für das Geheimnis der Welt haben, dazu sind wir als christliche Kirchen da. Gott den Menschen nahe bringen, die sich schon lange von ihm entfernt haben, das ist unsere Berufung. Auch in der Kirche verlieren wir dieses manches Mal aus den Augen, dann ist es gut, diesen Predigttext zu hören, sich erinnern zu lassen: großmachen will ich Gott den Herrn, nicht mich, nicht meine Kirche, nicht meine Person oder mein Amt, sondern Gott.

Und dann folgt im Magnifikat eine Begründung. Eingeleitet mit einem „denn“. Großmachen will ich Gott, den Herrn, „denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.“ So singt Maria. Martin Luther hat diese Begründung in seiner Interpretation von 1521 eindrücklich ausgelegt. Er widmet seine Auslegung Herzog Johann Friedrich von Sachsen, einem seiner Beschützer im Wormser Prozess. Zu dieser Stelle schreibt Luther:

„Denn weil Gott der Allerschönste und nichts über ihm ist, kann er nicht über sich sehen, kann er auch nicht neben sich blicken, weil ihm niemand gleich ist, sondern muss notwendig in sich selbst oder unter sich schauen, und je tiefer jemand unter ihm ist, je eher sieht er ihn.“

Gott sieht die Niedrigkeit seiner Magd, so Luthers Interpretation, weil er nur nach unten blicken kann. Er könnte noch höchstens in sich selbst blicken. Dann wäre er allerdings ein Gott ohne Beziehung zu anderen. Nach oben oder neben sich sehen kann der Allerschönste nicht. Dass er aber nach unten blickt, das ist nun Gnade. Dass Gott nicht bei sich selbst bleibt, sondern unter sich schaut, verdanken wir seinem gnädig Sein. Gottes Gnade ist also schon darin zu finden, dass er mich beachtet.

Und je tiefer jemand in der gesellschaftlichen Ordnung steht, desto eher, so Luthers Auslegung, sieht er ihn. Wie gesagt, das schreibt Luther einem Fürsten seiner Zeit! Ich erkenne darin auch eine Warnung vor Selbstüberschätzung. Gott sieht eben nicht nur Fürsten und Herzöge, Priester und Bischöfe, sondern die Magd, unscheinbar und schlicht, in einem kleinen Städtchen Galiläas.

Dass Gott uns also anschaut, ist Ausdruck seiner Gnade für die Gott zu loben ist. Dass Gott die Welt noch längst nicht aufgegeben hat, ist Gnade.

Dass Gott diese Welt und mich erhält, verdanke ich seinem gnädigen Wirken. Deshalb das Lob Gottes! Wir leben nicht von uns und aus uns selbst, sondern von und aus der Gnade Gottes. Das dürfen wir nicht vergessen bei allem Glanz und Glamour, der uns umgibt.

Luthers Auslegung geht aber noch ein Stück weiter, wenn er schreibt: „Aber die Welt und die Menschaugen tun das Gegenteil: die sehen nur über sich und wollen sich um jeden Preis nach oben richten...“ Kennen Sie das, unser Blick geht immer nur nach oben, nach dem, was andere haben, was ich nicht habe. Ich sehe den Erfolg der anderen und schaue zu den Größen dieser Zeit auf. „Das erfahren wir täglich, wie jedermann nur über sich hinaus strebt hin zu Ehre, zu Gewalt, zu Reichtum, zu Kunst, zu gutem Leben und allem, was groß und hochgeschätzt ist. Und wo solche Leute sind, hängt ihnen jedermann an; da läuft man herzu, da dient man gern, da will jedermann sein und der Hochgeschätzten teilhaftig werden,...“ 500 Jahre ist diese Auslegung alt und hat kein bisschen an Aktualität verloren.

Daran hat sich bis heute wenig geändert. Wir streben nach den Angesehen und Hochgeschätzten, wir sind nicht frei von dem Blick auf die, die es zu etwas gebracht haben. Auch nicht in unseren Kirchen. Ich sehe in dieser Haltung von Menschen und Kirchen, ein Grundproblem. Viele Konflikte in unseren Gemeinden rühren daher, dass wir unseren Blick nur nach oben wenden.

Stephan Haas, einer der Diakoniker unserer Zeit, hat einmal Kirchenvorständen, die sich damit beschäftigen diakonische Gemeinde zu sein, den Tipp gegeben, sich einmal gegenseitig vorzustellen. Und nun nicht – wie meist üblich – mit den Episoden des Erfolgs der eigenen Biografie, sondern mit Geschichten der Niederlage und des Versagens. Also, nicht mit dem Blick nach oben und damit sich selbst erhöhend, sondern demütig. Dieser Blick tut uns allen gut!

Noch einmal Luther: „Dagegen will niemand in die Tiefe sehen, wo Armut, Schmach, Not, Jammer und Angst sind; da wendet jedermann die Augen ab. Und wo solche Leute sind, da läuft jedermann weg, da flieht, da scheut, da lässt man sie im Stich. Und niemand denkt daran, ihnen zu helfen, ihnen beizustehen und zu machen, dass sie wieder etwas sind. Sie müssen also in der Tiefe und im niedrigen, verachteten Zustand bleiben.“ So drastisch beschreibt Luther den menschlichen Blick.

Advent heißt: es kommt der an, der selbst durch die Tiefe dieser Welt gegangen ist. Gott, in Christus, bis ans Kreuz. Von dem es dann heißt: *„Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde Wille geschlagen. Die Strafe liegt auf ihm auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.“* (Jes. 53)

Dieser Christus ist noch gar nicht geboren, da lässt der Evangelist das Grundthema seines Lebens anklingen. Im Lied einer jungen Frau.

Hören wir es noch einmal als Zusage der Gnade und als Aufforderung zum Blickwechsel:

Meine Seele erhebt den Herrn,
und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes;
denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.
Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinde.
Denn er hat große Dinge an mir getan,
der da mächtig ist und dessen Name heilig ist.
Und seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht zu Geschlecht
bei denen, die ihn fürchten.
Er übt Gewalt mit seinem Arm
und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.
Er stößt die Gewaltigen vom Thron
und erhebt die Niedrigen.
Die Hungrigen füllt er mit Gütern
und lässt die Reichen leer ausgehen.
Er gedenkt der Barmherzigkeit
und hilft seinem Diener Israel auf,
wie er geredet hat zu unsern Vätern,
Abraham und seinen Kindern in Ewigkeit.